

Eine neu erblühende Branche

Nicht nur am Valentinstag: Das „Flower-Label-Programm“ in Zimbabwe verändert die Blumenindustrie / Von Patrick Schmelzer

HARARE, im Februar. Justine weiß noch genau, wie es war. Damals. Das Wort benutzt die 29 Jahre alte Frau aus Zimbabwe oft, wenn sie erklärt, was es hieß, auf einer Rosenfarm zu arbeiten, als es das „Flower-Label-Programm“ dort noch nicht gegeben hat. Damals. Die Arbeitstage begannen mit Gestank. Es herrschte ein herb-bitterer Geruch im Gewächshaus, der sich über die Nase und den Mund langsam in die feinsten Verästelungen ihrer Lungen verbreitete und dort schmerzte. Manchmal trännte die Augen, und sie sah die roten Blüten der Rosen nur noch verschwommen. Immer wieder krächzte ihre Stimme ein wenig, und ihre Haut fühlte sich merkwürdig spröde an. Was dieses Zeug genau war, das sie da jeden Morgen einatmete, hatte ihr niemand gesagt. Sie wusste nur, dass es dazu diente, schädliche Insekten von den Rosen fernzuhalten.

Die Arbeitstage waren lang und hart. Justine wusste nicht, dass sie bestimmte Arbeitsrechte hatte. Das Wort Schwangerschaftsurlaub hatte sie schon mal gehört. Sie wusste aber nicht, ob es das gab. Als sie vor sechs Jahren dann schwanger wurde, verlor sie bald ihren Job als Blumenarbeiterin. Kurz nach der Geburt kehrte sie wieder auf ihre alte Farm zurück. Wieder war Justine bereit, einen Saisonarbeitsvertrag anzunehmen. Eine Festanstellung gab es nicht. Das Farmerehepaar brachte sie wieder in einer schäbigen Lehmrundhütte einige hundert Meter von den Gewächshäusern entfernt unter. Die Wasserversorgung war schlecht. Nirgends konnte Justine ihr Kind während der Arbeit behüten zurücklassen. Wenn in den Gewächshäusern mit Chemikalien hantiert wurde,

schickte man die Arbeiterinnen nur wenige Minuten später in die giftige Dunstwolke. Schutzkleidung kannte niemand, und Duschen, um das Gift abzuwaschen, gab es auch nicht. Damals.

Jetzt ist es anders auf der Gillitch Farm im zentralen Mashonaland Zimbabwes. Justine wohnt in einem neu errichteten Haus aus Stein mit weißen Wänden; die alte Lehmhütte modert vor sich hin. Es ist sechs Uhr morgens. Ein paar Hähne krähen durch die Siedlung der Familien, die bei dem Farmerehepaar Gilmour beschäftigt sind. Justine zieht sich ihre schwarzen Gummistiefel und ihre grüne Uniform an. Die Innenwände ihres Hauses hat sie mit Blumenpostern geschmückt. Sie ist stolz, hier zu arbeiten. Nachdem Justine ihren Sohn in die Kinderkrippe bei der neuen Schule gebracht hat, macht sie sich auf den Weg zu den Gewächshäusern. Auf dem Weg zur Farm macht sie noch einmal kurz Halt, um nach ihrem kleinen Gemüsegarten zu sehen. „Der ist auch neu“, sagt sie. Seitdem sich die Gilmours dem Flower-Label-Programm unterworfen haben, bekommen alle Angestellten etwas Land für einen kleinen Garten zur Verfügung gestellt. Die Gewächshäuser sind einfach konstruiert. An Holzpfehlern sind dicke Plastikplanen befestigt. Glashäuser gibt es nicht in Zimbabwe.

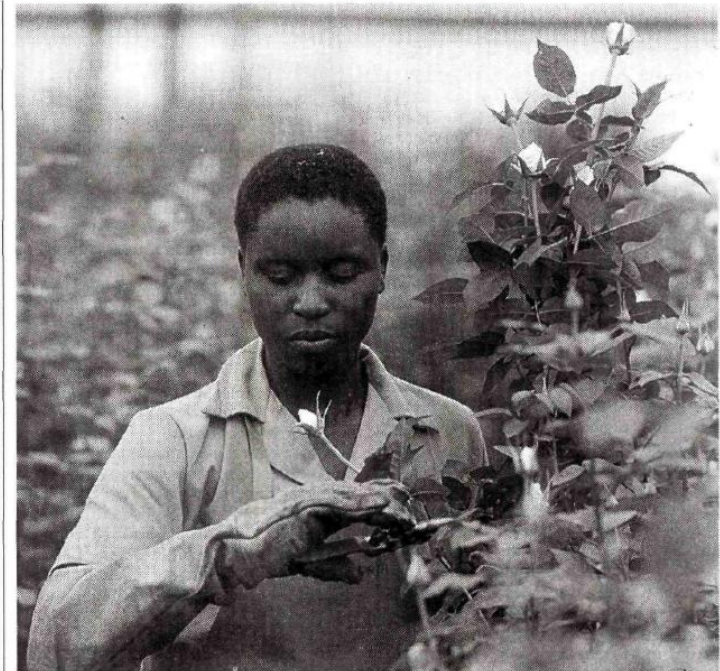
Wenn Justine jetzt mit der Arbeit beginnt, riecht sie nicht giftige Pestizide, sondern sanften Rosenduft. Die Rosen sind in langen Reihen gepflanzt. Durch die Reihen führt ein schmaler Pfad, so wie Europäer es aus dem Weinanbau kennen. Jede Rosenarbeiterin ist für eine Gasse verantwortlich. Der Job ist Routine. Geöffnete

Blüten machen die Blume wertlos. Also kontrolliert Justine mehrmals täglich ihre Reihe. Vorsichtig geht sie in die dicht gewachsenen Büsche hinein, schaut nach Schädlingen und geöffneten Blüten. Manchmal zupft sie ein paar Blätter ab, um Platz zu schaffen. Einige Stiele in ihrer Reihe sind abgeschnitten.

In der Blumenindustrie muss man geschickte Hände haben. Deshalb gilt die Arbeit mit den Blüten als Frauendomäne. Männliche Farmarbeiter werden meist auf die Tabakfelder geschickt, die Frauen kümmern sich um die Rosen. Louise McAllister, die für die Firma „Cargopark“ die zertifizierten Farmen bei Logistik, Verkauf und der Erfüllung der Label-Kriterien berät, glaubt, dass der Rosenanbau die Frauen verändert hat. „Frauen sind unabhängiger von ihren Männern geworden. Sie haben ein neues Selbstbewusstsein gefunden. Sie haben durch die verbesserten Lebensumstände eine ganz neue Rolle bekommen. Die Männer sind eben nicht mehr die einzigen Versorger.“

Tausend Zimbabwe-Dollar bekommt Justine jeden Monat für ihre Arbeit in den Gewächshäusern, das sind etwa 50 Mark, der Mindestlohn in Zimbabwe. Diesen Betrag hat sie schon immer erhalten, das Zertifikat hat daran nichts geändert. Die beteiligten Organisationen waren sich einig, dass sichere Arbeitsverträge, Wohnraum, Versorgung und Bildung der Kinder, Lebensmittel und Gesundheitsmaßnahmen wichtiger sind als höhere Löhne. „Nicht selten bekommen die Frauen ihr Geld von den Ehemännern nämlich abgenommen, und die geben es dann für Alkohol aus“, sagt Louise McAllister.

Manche Veränderungen aufgrund des Flower-Label-Programms waren zuvor schon Recht in Zimbabwe – wie etwa der Schwangerschaftsurlaub. Doch kein Farmer hätte je daran gedacht, sich an die Bestimmungen zu halten. „Das Programm hat zu einem Bewusstseinswandel geführt“, sagt Louise McAllister. Niemand habe sich zuvor Gedanken um die Gesundheit der Arbeiterinnen gemacht. Jetzt gebe es Gesundheitsstationen. Reinhard Schrage, der im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) in Zimbabwe Angestellte und Farmer im Umgang mit den Chemikalien geschult hat, stellt ebenfalls einen Wandel fest. „Früher wollte unter den Farmern niemand etwas über Schutzkleidung wissen. Besondere Abflüsse und Lagerungsstätten für die Chemieabfälle gab es auch nicht.“ Schrage konnte mit seinen Schulungen Arbeiter darüber aufklären, welche Filter sie in ihren Masken beim Sprühen verwenden müssen,



Rosenduft statt verpesteter Luft: Justine im Gewächshaus

Foto Tripold & Kotzmuß

welches Mittel für welchen Schädling notwendig ist. Denn mit der Einführung des Zertifikats ist der Gebrauch von Pestiziden nicht beendet. Gesprüht wird weiterhin. Nur die festgelegten „Wiederbetriebszeiten für die Gewächshäuser“, wie Schrage es nennt, sind neu. Die GTZ plant, dem Pestizidgebrauch mit Heißdampfgeräten zu begegnen, deren Dämpfe den Boden „sterilisieren“ sollen. Dadurch sollen Gifte wie Methylbromid bald der Vergangenheit angehören.

Solche umwelttechnischen und sozialen Anforderungen des Zertifikats wurden zu Beginn nicht einhellig begrüßt. Im Januar 1997 war in der Zeitung „Business Herald“ die Schlagzeile „Farmer wehren sich gegen grüne Attacken deutscher Aktivisten“ zu lesen. Für die Blumenfarmbesitzerin Jane Gilmour war der Anforderungskatalog des Zertifikats „ein Schock“. Doch sie erkannte, dass auch sie selbst davon profitieren könnte, wenn sie in die Lebensbedingungen der Arbeiterinnen investieren würde. „Eines der größten Probleme dieses Landes wird sehr bald darin bestehen, genügend Arbeitskräfte zu bekommen. Aids

nimmt uns ohnehin einen großen Teil unserer Angestellten. Irgendwann müssen wir einfach attraktive Möglichkeiten bieten, um genügend Menschen hier zur Arbeit anlocken zu können“, sagt Jane Gilmour. Darüber hinaus glaubt sie, dass die Verbraucher in Europa diese Blumen bevorzugen werden. „Natürlich ist es nicht selbstlos, wenn wir hier den Arbeiterinnen helfen. Unsere Investitionen werden sich wieder auszahlen.“

Solche Töne machen auch andere Farmer aufmerksam. Immer mehr wollen nach den Vorgaben des Zertifikats arbeiten. Zwar gehören von insgesamt 250 Blumenbetrieben nur elf dem Programm an. Doch der zimbabwische Vermarktungsverband für Pflanzenprodukte, der Horticultural Promotion Council, hat einen Kodex entworfen, der ähnliche Bedingungen wie das Flower-Label-Programm stellt; 52 Farmen haben sich dem Kodex angeschlossen, 160 weitere Farmen sind interessiert. Doch für Tausende von Blumenarbeiterinnen in Kenia, Kolumbien und Sambia bleibt das Jetzt das, was Justine inzwischen als das Damals bezeichnet.